

Reformationsfeier Stadtkirche Göppingen 2023

Liebe Gemeinde,
meine sehr verehrten Damen und Herren!

“Viele glauben nichts, aber fürchten alles“, schreibt Friedrich Hebbel in seinen Tagebüchern. Vielleicht stimmt dieser Satz auch so: Weil sie an nichts glauben, fürchten sie alles.

Wir leben in einem “Königreich der Angst“. So sagt es die amerikanische Philosophin Martha Nussbaum.

Als Deutschland in den Lockdown ging – wir haben diese Zeit schon fast vergessen – ich bin damals am Schaukasten einer Kirchengemeinde vorbeigelaufen. Statt der üblichen Ankündigungen und Übersichten der Gruppen und Kreise hing dort ein selbst gemachtes Plakat. Darauf drei Worte: “Fürchtet Euch nicht!“

Woher kommt Hoffnung?

Unsere ehemalige Bundeskanzlerin hat einmal sinngemäß einer Bürgerin geantwortet, die von einer “großen Angst vor der Islamisierung“ sprach: Die Leute, die Angst vor dem Islam haben, sollten mal wieder öfter in die Kirche gehen.

*

Liebe Gemeinde!

Heute feiern wir Reformation! Ich bedanke mich für die Einladung und Gelegenheit, dies heute mit Ihnen zu tun. Ich tue das außerordentlich gerne.

Schuld ist meine Mutter. Sie hat mir aus der Kinderbibel vorgelesen, mich zum Kindergottesdienst getragen, dann folgten die Konfirmationszeit, junge Gemeinde, eine Zeit des Zweifels und der Abwendung und dann der erneuten und dieses Mal selbstbestimmteren oder -bewussteren Hinwendung, und zwar über die Kirchenmusik, selbst an der Orgel und als Chorleiter eines kleinen Kirchenchores.

Am Ende bleibt Glauben ein Geschenk. Ich habe erfolglos als Kirchenältester kandidiert, war Vorsitzender unserer Bezirkssynode, Mitglied der Kammer der EKD für Migration. Wenn ich, so wie heute, die Posaunen klingen höre, weiß ich, wo ich hingehöre. Evangelisch zu sein, gehört für mich dazu. Evangelisch zu sein, hat etwas mit meiner Identität zu tun. Es beheimatet mich. Es ist wie ein Anker.

Ich bin sicher: Mit einer Ahnung, wer man ist, darin auch dass der Mensch nicht das Maß aller Dinge ist, beheimatet, verankert findet man auch leichter zur Hoffnung.

*

Heute feiern wir Reformation.

Gut!

Wir sind stolz auf Martin Luther vor dem Wormser Reichstag: „Daher kann und will ich nichts widerrufen, weil wider das Gewissen etwas zu tun weder sicher noch heilsam ist.“

Es ist auch ein Erbe der Reformation, dass ich als Abgeordneter des Deutschen Bundestages nach unserem Grundgesetz nur meinem Gewissen unterworfen bin.

Doch wie werden die Menschen damals zu Zeiten der Reformation empfunden haben, was wir heute feiern?

Ich denke an immer wiederkehrenden Krieg, Zerstörung, Hungersnöte.

Ich sehe etwas, das wir aus unserer heutigen Zeit auch gut kennen: dass manchmal von Religion die Rede ist, aber eigentlich geht es um Politik; dass Religion immer Gefahr läuft, gekapert zu werden, wo es um Macht und Einfluss geht. Worum ging es manchem Reichsfürsten damals wirklich?

Und mir fällt auf, sicher schwächer werdend, aber doch bis in unsere Zeit: dass Unterschiede zwischen den Konfessionen mehr Aufmerksamkeit erhalten als das, worum es uns gemeinsam geht, das Trennende mehr als das, was uns eint.

Woher kommt dann Hoffnung?

Aus dem Wissen, dass wir noch nicht am Ziel sind, sondern auf dem Weg.

*

Meine sehr geehrten Damen und Herren, liebe Gemeinde,

ich bin eingeladen, etwas zu den schwierigen politischen Zeiten zu sagen, in denen wir heute leben. Stichwort multiple Krisen: Klima, Migration, Krieg, Konflikte. Und zu unserer Reaktion darauf: die Demokratiemüdigkeit, die Verrohung der Sitten, Polarisierung, Abstiegsängste, allgemeine Katastrophenstimmung, mindestens allgemeiner Pessimismus.

Manche sehnen sich nach einer Zeit zurück, die es nie gegeben hat.

Was würden die Menschen aus dem Zeitalter der Reformation zu unseren multiplen Krisen sagen, wenn sie hier sitzen würden? Antwort: gar nichts. Sie wären alle schon tot in dem Durchschnittsalter, das heute hier versammelt ist.

Die gute alte Zeit? Das Mittelalter war es wohl nicht.

Die Nazi-Zeit – sicher nicht. Obwohl man den einen oder anderen daran heute auch wieder erinnern muss.

Als meine Mutter als Kind im Winter mit der Kerze über den Hof zur Toilette musste? Nein. Im kalten Krieg?

Der frühere baden-württembergische Städtetagspräsident Peter Kurz hat einmal gesagt: Heute ist die gute alte Zeit von morgen.

Und ich ergänze: Heute arbeiten wir dafür, dass morgen die gute alte Zeit von übermorgen wird. Wir arbeiten für ein gutes Land von Morgen.

Ich habe als Titel für den heutigen Vortrag "Perspektiven" gewählt, "Perspektiven der Hoffnung statt Krisengeheul", weil ich mit Ihnen darüber nachdenken will, wie das aussehen kann und was das mit uns Evangelischen, eigentlich uns Christen, aber natürlich nicht nur, zu tun hat.

Woher kommt Hoffnung?

Der Bundeskanzler hat uns in einer der letzten Fraktionssitzungen gesagt, wir sollten in die Zukunft verliebt sein. Das stimmt, wenn wir sie meistern wollen.

Er hat gesagt, was ein Kanzler sagt: Wir (Deutschen, in Deutschland) können Zuversicht haben. Wir haben immer wieder gezeigt, dass es geht. Wer, wenn nicht wir. Zuversicht als Kraft aus einer erfolgreich bestandenen Vergangenheit.

Kennen Sie den Prinzen Tamino aus der Zauberflöte? Ihm stehen schwere Prüfungen bevor. Feuer, Wasser, Naturgewalten. Es donnert und grollt um ihn herum und seltsame Wesen kreuzen seinen Weg. Hat er diese Zuversicht? Nein, er hat mehr.

Er erhält ein Geschenk von den drei Damen und dann singt er seine Arie: Dies Bildnis ist bezaubernd schön. Und bricht auf.

Denn er hat Hoffnung.

Die Hoffnung, die schöne Prinzessin, Pamina, die er auf dem Bildnis sieht, zu befreien und für sich zu erobern. Ein Bild vor Augen und das Vertrauen darauf, es zu erreichen.

Hoffnung kommt aus positiven Zukunftsbildern oder Zukunftserzählungen.

Sie motivieren.

Sie einen.

Sie lassen kleiner werden, was im Alltag drückt oder auch nur behauptet wird.

Sie geben uns Richtung und Sinn.

Warum, um alles in der Welt, sind sie uns nur verloren gegangen?

Am besten, wir würden nun kreativ werden. Malen, Gedanken fliegen lassen, uns gegenseitig befeuern.

Ich will aber zunächst besser verstehen, warum wir das nicht längst tun. Was hindert uns? Wie haben wir es verlernt, eine bessere Zukunft für möglich halten oder sogar wahrscheinlich? Meine Eltern haben sich noch angestrengt, weil "der Bu" es einmal besser haben sollte.

*

Auf neun Punkte bin ich gekommen:

1- Zunächst gibt es immer eine Spannung zwischen Pragmatikern und Visionären. Wem ist nicht Helmut Schmidts Aussage "Wer Visionen hat, soll zum Arzt gehen" in Erinnerung. Gerichtet – natürlich an Willy Brandt, 1980 im Bundestagswahlkampf.

Später hat Schmidt eingeräumt, was es war: "Eine pampige Antwort auf eine dusselige Frage".

Und ist doch bis heute das Lieblingszitat aller, die lieber über die zahllosen Fehler der Vergangenheit reden, als sich über Verbesserungen in der Zukunft Gedanken zu machen.

Oder die einfach beansprucht, beschäftigt sind: Sturmfluten, Terroristen, Wirtschaftskrise, keine Zeit für hochfliegende Gedanken. Alles wichtig. Das erfordert Haltung und gutes Management. Den Friedensnobelpreis bekommt man so allerdings nicht. Der ging an Willy Brandt.

Ich denke, gut wäre so etwas wie pragmatische Visionen oder visionäre Pragmatiker, wenn das geht.

2- Dann kommt das Jahr 1989. Im Vorwort zum neuen Grundsatzprogramm der SPD schreibt der damalige Vorsitzende Rudolf Scharping: "Das Berliner Programm zeigt, (...), daß die Hoffnung auf fundamentale Alternativen und globale Lösungen nicht mehr zeitgemäß ist."

Ein solcher Satz! In einem Vorwort zu einem programmatischen Text der SPD! Eigentlich Selbstaufgabe.

Aber machen wir uns noch einmal das Datum bewusst. 1989: Fall der Mauer, Untergang der Sowjetunion. Francis Fukuyama schrieb damals vom "Ende der Geschichte". Verkürzt: Der Westen hat gewonnen. Was soll jetzt schon noch kommen?

Natürlich gibt es trotzdem immer wieder Anläufe für mutige und kraftvolle Zukunftsentwürfe. Ein Beispiel sind die Globalen Entwicklungsziele der Vereinten Nationen. Sie beschreiben eine Agenda bis zum Jahr 2030, für deren Umsetzung alle Länder der Erde gemeinsam Verantwortung übernehmen.

Diese Agenda ist wahrlich nicht frei von Widersprüchen. Auch kann man ihr mit erheblichen Zweifeln begegnen, jeden Tag mit neuen Gründen, was die Ernsthaftigkeit ihrer Umsetzung betrifft.

Doch die formulierte Vision einer großen Transformation hat große, ansteckende Kraft. Die ersten Sätze lauten:

"Wir sehen eine Welt vor uns, die frei von Armut, Hunger, Krankheit und Not ist und in der alles Leben gedeihen kann. Eine Welt, die frei von Furcht und Gewalt ist. Eine Welt, in der alle Menschen lesen und schreiben können. Usw."

Das Problem mit Visionen ist aber 3., dass man sich auf sie einlassen muss. Das Dokument hat 38 Seiten. Wie sollen langfristig wirkende Entwürfe entstehen, wenn die Aufmerksamkeitsspanne von allen, die es von der Formulierung bis zur Umsetzung braucht, immer kürzer wird?

Einlassen aber auch in viel grundsätzlicherer Hinsicht: Wir alle lernen durch Unterscheiden, indem wir Dinge gegeneinanderstellen. Unsere Kultur ist stark durch die Dialektik geprägt und Denken lernen wir in der Schule anhand von Erörterungen, bei denen es darauf ankommt, zu jedem Argument ein kritisches Pendant zu finden. So weit, so gut.

Gleichzeitig gerät dabei die Suche nach Lösungen ins Hintertreffen. Präsentiert jemand eine Idee oder einen Lösungsvorschlag muss man auf das „Aber“ nicht lange warten. Dabei werden häufig gute Ansätze zertrümmert, bevor sie richtig entwickelt werden konnten. Nach dem Motto: Wenn das die Lösung ist, hätte ich gerne mein Problem wieder.

Wir sind besser darin, für jede Lösung ein Problem zu finden als Lösungen für Probleme.

4- Es gibt auch eine Übersättigung an schön klingenden Formulierungen. Wir sind umgeben von einer hochglänzenden Werbewelt und erleben doch immer die Lücke zwischen ihren Versprechungen und der Wirklichkeit. Vieles haben wir auch schon einmal gehört, so oder so ähnlich. Falls wir jemals dran geglaubt haben, irgendwann verlernt man es. Mindestlohn? Wie lange haben wir darauf warten müssen. Dann ist er da. Achselzucken. Betrifft mich vielleicht auch nicht.

5- Yuval Harari spricht in „Homo Deus“ uns Politiker direkt an und verweist auf die unterschiedlichen Geschwindigkeiten von Technologie und Politik. Seine These: „Gerade weil sich die Technologie heute so schnell entwickelt (...) denken Politiker in viel kleineren Dimensionen als ihre Vorgänger vor 100 Jahren.“ Also: Das Tempo erschlägt uns. Diese Kritik dürfen wir annehmen. Dass auch andere gesellschaftliche Bereiche ausfallen, macht es nicht besser.

Vielleicht haben 6. auch einige insgeheim ein schlechtes Gewissen, so wenig zufrieden mit dem Erreichten und gefangen in Abstiegsängsten zu sein angesichts weithin verbreiteten Elends weltweit.

Vielleicht fällt 7. den Erben auch viel zu viel in den Schoß, so dass sie Wert und Wirkung eigener Anstrengung auf anzustrebende Ziele hin verkennen.

Natürlich haben 8. viel zu viele einfach mit den Dingen des Alltags zu kämpfen und schlicht keinen Kopf für Zukunft. Über 100 Kundinnen und Kunden zählt die Göppingen Tafel täglich.

9- Und wo Menschen vereinzeln, Ehrenamt schwächelt, Parteien und andere Großorganisationen an Mitgliedern verlieren, da schwindet auch die Erfahrung der Selbstwirksamkeit und noch wichtiger: der Mit-anderen-Wirksamkeit. Dann lieber nicht so viel vornehmen. Dabei: **Gemeinsam können wir viel erreichen.** Ein banaler Satz. Aber eben auch wahr.

Es ist wahrscheinlich von alledem etwas und noch einiges anderes. Jedenfalls erntet erhebliche Gegenwehr, wer das Wort „Vision“ nur in den Mund nimmt.

*

Und jetzt sind wir ganz erschöpft und die Schultern schwer und lassen es wieder sein?

Nein! Wir probieren es doch!

In was für einem Land wollen wir leben? Wie sieht es aus, das gute Land von Morgen?

Ich fange einfach an.

Vor einiger Zeit war ein älterer Mann bei mir im Büro, 85 Jahre alt, ein Landwirt aus dem Hohenlohischen, rüstig, wie man so sagt, und geistig hellwach. Der sagte mir, dass er jetzt so langsam aufhöre und seinen Betrieb übergebe, an seinen Sohn, der war kurz über 60.

An dieser Stelle wird oft zum ersten Mal gelacht.

An jenem Morgen hatte ich jedoch gelesen, dass in Wiesloch gerade eine Dame ihren 109. Geburtstag gefeiert hatte. In Worten Einhundertneun. Da habe ich den Landwirt gefragt, „Was machen Sie eigentlich die nächsten 24 Jahre?“

Da haben wir wieder gelacht aber so lustig ist das eigentlich nicht.

Mit etwas Glück haben sehr viele Menschen in unserem Land die Chance sehr alt zu werden und dabei lange ziemlich gesund zu bleiben. Der Besuchskreis unserer Gemeinde besteht aus 85jährigen, die die über 90jährigen besuchen. Ich übertreibe nur ein klein wenig.

Es ist schon normal, dass der Bürgermeister oder die Bürgermeisterin im Stadtanzeiger oder dem Gemeindeblatt mit 100-jähriger und Blumenstrauß abgebildet ist.

Letzte Woche hat mir einer gesagt, er wolle 112 werden.

Warum? Die Zahl gefällt ihm.

Sein Arzt hat ihm gesagt, dass das möglich ist.

Die meisten Menschen, die ich treffe, wollen auf keinen Fall so alt werden.

Meine Mutter hat jetzt mit 85 ein iPad und lernt zum ersten Mal mit einer Tastatur umzugehen. Hochachtung dafür.

Was wird die Menschheit alles erfinden, was ich einmal mit 85 neu lernen muss, wenn ich nicht das Gefühl haben will, irgendwie abgehängt zu sein? Und erwarte ich das mit Freude oder mit Sorge?

Überhaupt Sorgen: Wie wohne ich, wer pflegt mich, wen kennt man noch, wenn man auf die Straße geht?

Ein befreundeter Pfarrer, katholisch übrigens, das will ich der guten Ordnung halber am Reformationstag benennen, hat letztens eine Hundertjährige besucht und gefragt, "Guten Tag, Frau Soundso, wie geht es Ihnen denn?". Antwort: "Gut. Seit meine Kinder im Altenheim sind, bin ich beruhigt."

Kein Scherz, war so.

Eigentlich wollen wir aber doch lieber zu Hause bleiben, solange es geht, zu Hause bleiben.

So viele Menschen werden jetzt schon sehr alt. Und trotzdem fehlen uns noch die Rollenvorbilder.

Wie füllt man eine solche Lebensspanne gut aus?

Wieviel Stress und Hektik machen in jungen Jahren Sinn, wenn man möglicherweise so viele Jahre vor sich hat?

Kann ich mir mit, sagen wir, 80 vorstellen, dass das Beste, wenigstens viel Gutes noch vor mir liegt?

Mein erstes Zukunftsbild für Deutschland im Jahr, sagen wir, 2040: Ein Land, in dem wir gerne alt werden.

Gerne alt werden, weil... ich kann Ihnen das nicht vorgeben.

Es wird ohnehin nur etwas werden, wenn Menschen, Sie, wir alle, wieder eigene Vorstellungen und Hoffnungen entwickeln und dann auch etwas dafür tun. **Den Fortschritt nicht erdulden oder erleiden, sondern ihm eine Richtung geben.**

Gerne alt werden, weil die Gelassenheit des Alters sich so richtig anfühlt wie der Sturm und Drang der jungen Jahre.

Gerne alt werden, weil man nicht mehr alles mögliche muss.

Weil wir gelernt haben und die Möglichkeiten, rechtzeitig wieder rauszukommen aus unseren übergroßen Anwesen. Dort bewohnen wir ohnehin nur zwei Zimmer, ins Obergeschoss gehen wir schon lange nicht mehr, die Hecke müsste auch mal wieder geschnitten werden, kennen Sie jemand? Fünfhundert Meter sind es bis zum nächsten lebenden Wesen.

Wenn der noch lebt, ich weiß es gar nicht. Lange nicht gesehen und gehört.

Gerne alt werden, weil wir den medizinischen Fortschritt schätzen, aber auch nicht alles mit uns machen lassen.

Weil jeder Tag etwas Freundlichkeit bereithält.

Ich nenne viele Dinge, die wir, Du, Sie und ich, selbst in der Hand haben, mit denen wir sofort beginnen können. Und gleichzeitig: Es reicht nicht, an Tugenden für ein gutes Zusammenleben zu erinnern. Es geht immer auch um die systemischen Bedingungen, die uns so sein, reagieren, verhalten lassen, wie wir es erleben. Untergründig nervös, gestresst, gereizt, verunsichert, bis hin zu aggressiv, wütend, zornig. Also immer auch fragen: wo kommt das her? An die Wurzeln gehen.

Gerne alt werden, weil wir eingebunden sind.

Das bringt mich zum zweiten Zukunftsbild:

70 Prozent der Menschen sagen uns in Umfragen, dass sie Einsamkeit für ein großes oder sehr großes Problem halten. Übrigens nicht nur bei den Hochbetagten, gerade auch in jüngeren Jahrgängen. Corona lässt grüßen. Unter den wichtigsten Themen der Deutschen taucht Einsamkeit dagegen nicht einmal auf.

Das ist auch verständlich: Wenn das Telefon klingelt und ein Umfrageinstitut wissen will, welche Themen gerade wichtig sind, dann wird nacherzählt, was gerade in den Nachrichten war oder in der Zeitung stand. Das ist kein Moment, in dem ich wirklich von mir, aus dem Innersten heraus, erzähle, wie es mir geht, was mich beschäftigt.

Vielleicht weiß ich das selbst auch gar nicht, jedenfalls nicht auf Knopfdruck.

Wir sollten unsere Aufmerksamkeit nicht nur vordergründig auf Themen lenken, sondern auf die tektonischen Verschiebungen, die unsere Zeit bewegen.

Die Alterung der Gesellschaft ist eine dieser Verschiebungen.

Eine andere ist die seit Jahrhunderten fortschreitende Individualisierung. Damit keine Missverständnisse aufkommen: Die Individualisierung lässt uns alle freier leben als je eine Generation vor uns. Ich will das sicher nicht zurückdrehen. Ich will es wieder ganz machen. Wir sind eben nicht nur einzigartig, sondern wir sind auch soziale Wesen.

Wir haben das Stadium eines „radikalisierten Individualismus“ (Andreas Reckwitz) erreicht und müssen das Soziale erst einmal neu (er)finden. Sozial heißt nicht nur 20 Euro mehr.

Vielleicht galt es, verknappt gesagt, das Individuum über Jahrhunderte aus sozialen Bezügen zu befreien, die es klein gemacht, eingezwängt oder sogar unterdrückt haben. Man denke an Frauen, die vom Alleinverdiener abhängig waren und bei ihm blieben, auch wenn er schlug und soff, oder gar an das Ständewesen oder Sklaverei.

Heute dagegen, so meine Überzeugung, braucht es wieder eine Betonung des Sozialen, um den Menschen zu größerer Freiheit und Entfaltung zu verhelfen. „Einwilligend in Gebundensein wird Deine Freiheit geboren“ hat Nelly Sachs geschrieben.

Wir Christen sollten das kennen. Unser Glaube bindet uns. Und er macht uns frei. Man darf sich auch eine dieser Buddhafiguren in den Vorgarten stellen.

Mein gutes Land von Morgen ist ein Land, in dem wir aus neuer Verbundenheit zu größerer Freiheit gelangen.

Mein zweites Zukunftsbild trägt den Titel: Die Erneuerung des Sozialen.

*

Nur zwei Zukunftsbilder. Meine Zukunftsbilder. Und Ihre?

Damit ist der Krieg nicht zu Ende.

Damit ist der Klimawandel nicht gestoppt.

Aber wir dürfen uns von Krieg und all den großen Themen nicht so lähmen lassen, dass wir nicht mehr sehen und tun, was in unseren Möglichkeiten liegt. Der aktuelle Wochenspruch: Nicht vom Bösen überwinden lassen (Röm 12,21).

Ich wünsche mir, dass es uns in und mit den Kirchen gelingt, der Veränderung positiv zu begegnen.

Immer wieder neu Menschen stärken, Menschen in Beziehung setzen, Menschen Orientierung, Sinn, Hoffnung im Wandel vermitteln.

Noch einmal zurück zu dem Besuchsdienst der 85jährigen für die Ü90.

Während es absehbar ist, dass den Besuchsdiensten der Gemeinden die Kraft aufgeht, erfindet unsere Bürgerstiftung plötzlich ein Projekt "Zeitgeschenk". Es gibt professionelles Projektmanagement, Matching der Zeitschenker und -zu beschenkenden, Supervision. Und da funktioniert es. Sie besuchen natürlich auch nicht nur die alten Stifter der Bürgerstiftung.

Niemand in unserer Stadt soll einsam sein. Was für eine große, aber auch was für eine wichtige Aufgabe. Natürlich schaffen das die Christen nicht allein, immer weniger. Aber statt die Altersgrenzen für den Besuchsdienst Jahr für Jahr hochzusetzen: Warum laden wir nicht ein, alle, die mithelfen wollen, und machen das gemeinsam. Statt zu betrauern, dass auch der Besuchsdienst bald nicht mehr existieren wird, kommen wir so wieder mehr mit anderen in Kontakt und haben dabei auch die Chance, etwas von dem auszustrahlen oder zu erzählen, wer wir sind. Es verändert sich, aber es muss wahrlich nicht schlechter werden.

Noch ein Beispiel: Unseren Chören fehlt der Nachwuchs, aber im Sommer wird in vier aufeinanderfolgenden Wochen zum Singen im Park eingeladen, über hundert Menschen kommen, kriegen die Noten in die Hand und tun, was Menschen doch immer auch tun werden: singen. In herrlicher Umgebung.

Wir Christen glauben – lauter unglaubliche Dinge.

Und glauben kaum mehr daran, dass wir auf dieser Welt Verbesserungen erreichen können und mit Gottes Hilfe auch erreichen werden?

Das ist eine Spielart des Kleinglaubens.

Ein Glaube, der wenig von Gott erwartet.

Luther, erinnern wir uns gegen Ende am heutigen Tag noch einmal an ihn, er würde uns den Marsch blasen.

Er schreibt: "Glaube ist eine lebendige, mutige Zuversicht auf Gottes Gnade. Diese Zuversicht und Erkenntnis göttlicher Gnade macht fest und fröhlich gegenüber Gott und alle Kreaturen – und das bewirkt der Heilige Geist im Glauben. Es ist dann unmöglich, Glauben und Tun voneinander zu trennen – das ist so unmöglich, als wolle man Brennen und Leuchten vom Feuer trennen."

Natürlich, das Aber folgt direkt, der Zweifel, manche Erfahrung. Unser Glaube sagt auch nicht, dass es nichts zu fürchten gäbe. Unser Glaube gibt uns Kraft für das tägliche Dennoch.

Unser Glaube ist ein trotziger Glaube. Ein trotziges Vertrauen darauf, dass Dinge gut ausgehen können und eher, wenn wir uns dafür einsetzen. Wir haben Hoffnung, gerade weil es schwierig ist. Sonst wäre es ja auch zu einfach.

Die neue badische Landesbischöfin Heike Springhart nennt das: "Hoffnungsstur".

"Und wenn die Welt voll Teufel wär...".

Nirgendwo finde ich das eindringlicher als bei Dietrich Bonhoeffer:

"Ich glaube,

dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten, Gutes entstehen lassen kann und will. Dafür braucht er Menschen, die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen.

Ich glaube,

dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen.

In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.

Ich glaube,

dass Gott kein zeitloses Fatum ist, sondern dass er auf aufrichtige Gebete und verantwortliche Taten wartet und antwortet."

Bedenken wir Zeit und Ort, aus dem diese Zeilen stammen und sehen die Möglichkeiten, die unsere Zeit bereithält.

*

Als Christen sind wir zur Hoffnung berufen. Durch Wirren und Rückschläge hindurch bricht sich der Fortschritt Bahn.

Freiheit, die man einmal geschmeckt hat, lässt einen nicht wieder los. Das ist die Hoffnung unserer Zeit, die auch durch das Gedenken an die Reformation gestärkt wird.

Die Gegenreformation versuchte natürlich zurückzudrängen. Letztendlich nahm sie aber auch auf. Die Neuerungen der protestantisch geprägten Kirchenmusik lösten zunächst heftigen Widerstand aus, um danach doch Einzug in das Repertoire zu halten.

Es soll nun sogar Bibelarbeiten auf Katholikentagen geben...

Liebe Gemeinde!

Wir Christinnen und Christen sind die Fortschrittsoptimisten, Multiplikatoren der Hoffnung, nicht in dem Sinne, dass mit etwas Gottvertrauen schon alles gut werden wird, sondern, dass man darauf hoffen darf, im Einsatz für eine gute Sache auch erfolgreich zu sein. Kein Optimismus des "wird schon werden", sondern ein Optimismus der Tat.

Zukunftserzählungen oder Zukunftsbilder können uns dazu anleiten. Doch Zukunftserzählungen von einem Politiker? Kann das überhaupt funktionieren. Lenkt er ab, von den aktuellen Themen, von der eigenen Verantwortung? Was führt er im Schilde?

Jedenfalls: die Zukunftserzählungen und Zukunftsbilder müssen an ganz verschiedenen Orten entstehen. Von den Künsten und auch von den Religionen.

Zukunftsbilder und Zukunftserzählungen entstehen demokratisch.

Noch einmal zurück zu Martha Nussbaum. Dem Königreich der Angst stellt sie diese Hoffnung der Demokratie gegenüber: Immer wieder die Unabhängigkeit der Anderen respektieren. Augenhöhe suchen. Den Mitbürger als Mensch wahrnehmen. Mensch und Meinung, Täter und Tat unterscheiden.

Für eine Philosophin doch ungewöhnlich, äußert sie sich in diesem Zusammenhang positiv über die Religion:

Sie schreibt: „Die Philosophie zeigt uns, wie wir unsere Feinde respektieren können; sie zeigt uns nicht, wie wir sie lieben können. Dafür brauchen wir die Künste, und viele von uns brauchen ihre Religion.“ (S.270f.)

Sie sagt weiter, dass Hoffnung Gemeinschaft braucht. „Hoffnung und engagiertes Handeln sind für den Einzelnen schwer durchzuhalten, (...) religiöse Gruppierungen sind ein vorrangiger Weg, auf dem Menschen zu hoffnungsvoller Gemeinschaft finden“ (S.269).

Also: Glauben lebt sich schwerlich allein, und auch zur Hoffnung finden wir nur in positiven Beziehungen zu und mit anderen.

Ich empfinde es manchmal als Gratwanderung, als Politiker, der Christ ist, etwas zum möglichen Beitrag der Kirchen in unserem Land zu sagen. Ich will Kirche nicht verzwecken. Dass Kirche für irgendwas da und für irgendwas gut sein soll. Kirchen sind nicht lieferando. Nicht Sinn-lieferando und auch nicht Hoffnungs-lieferando. Kirche soll Kirche sein, die Gemeinschaft der Gläubigen, die aus ihrem Glauben heraus auch tätig werden. Menschen Heimat geben. Ihnen ein Anker sein. Glaube ohne Werke ist tot, heißt es bei Jakobus (2,14). Oder getreu dem Motto eines amerikanischen Bischofs: Preach the gospel every day. And, if necessary, with words. Das reicht. Das ist schon nicht leicht.

Nicht sein Herz an die Gebäude hängen, die künftig wegfallen sollen.

Nicht verzweifeln, wenn auch in den Kirchen schlimme Taten ans Licht kommen.

Und immer wieder: nicht kleingläubig werden, wo behauptet wird, unsere Möglichkeiten seien begrenzt.

Natürlich sind sie das. Aber Christen weiten das Herz und den Blick und in ihr Blickfeld gelangen diejenigen, denen Jesus Christus begegnet ist, die Aussätzigen, die Ausgegrenzten, die Andersgläubigen.

Und wir kennen die Geschichten, von der Speisung der 5000, von der Hochzeit zu Kana, wir feiern nicht nur Weihnachten, Ostern, wir feiern zuletzt auch wieder Erntedank: Die dankbare Erinnerung daran, dass für alle und alles gesorgt ist.

Wir müssen nur auch mit dafür Sorge tragen.

Soweit wir können und so wahr uns Gott helfe.

Es gilt das gesprochene Wort.
